



bereits ein Übermaß juristischer Normen beklagten, das nach ihrer Überzeugung vor allem besonders zukunfts-trächtige Forschungszweige beeinträchtigte. Wiederum andere fürchteten schließlich, daß die Kunde von Betrug und Fälschung auch im Inneren des Wissenschaftssystems weitreichende Veränderungen nach sich ziehen würde. Mit Blick auf den Umgang der Wissenschaftler miteinander wurde gewarnt, daß sich angesichts des immer schärferen Wettbewerbs um Fördergelder »schleichend ein Klima des Mißtrauens ausbreitet, (und daß) die Angst davor wächst, neue Ideen dem Votum von Gutachtern zu unterwerfen«. Um wieviel größer würde das Mißtrauen erst werden, wenn die Furcht vor Betrug und Fälschung in den eigenen Reihen umginge? Andere befürchteten mit Blick auf die öffentlichen Reaktionen, daß mit der Diskussion um Betrug und Fälschung und deren Ursachen auch die Mechanismen des Wissenschaftssystems ins Gerede kämen, die sie selbst an die Spitze gebracht hatten und dort hielten – und anderen den Weg nach oben erschwerten.

Die Befürchtungen waren unberechtigt. Von weiteren rechtlichen Reglementierungen der Forschung durch den Staat kann heute, mehr als ein Jahr nach dem Fall, ebenso wenig die Rede sein wie von finanziellen Restriktionen gegen besonders manipulationsanfällige Forschungszweige. Und wenn inzwischen manche verkrusteten Mechanismen des hiesigen Wissenschaftsbetriebs ins Gerede gekommen sind, so nicht in erster Linie wegen Betrug und Fälschung, sondern im Kontext der viel breiteren Debatte um die Wettbewerbsfähigkeit und Reformbedürftigkeit des deutschen Hochschul- und Wissenschaftssystems.

Viel Furcht also um nichts! Doch ohne nachträgliche Besserwisserie: Selbst wenn die Befürchtungen allesamt berechtigt gewesen wären – die Verdrängungs- und Idealisierungsanstrengungen rechtfertigen konnten sie in keinem Fall. Die Folgen waren weit gravierender. Natürlich gab es Ausnahmen, natürlich stimmten nicht alle der nach Zehntausenden zählenden Angehörigen des Wissenschaftsbetriebes in die allgemeine Verdrängung und Beschönigung ein, erhoben sich gegen die Menge der Verdränger und Beschöniger auch warnende Stimmen. Die des Juristen, Max-Planck-Institutsdirektors und DFG-Vizepräsidenten Prof. Dr. Albin Eser etwa, der in genauer Kenntnis der amerikanischen Fälle bereits in den achtziger Jahren die deutsche Wissenschaft aufforderte, sich endlich auf die Möglichkeit von Betrug und Fälschung einzustellen. Oder seiner Doktorandin Stefanie Stegmann-Boehl, die nicht

nur die lückenhaften Schutzvorkehrungen und Sanktionen des deutschen Rechtssystems gegen Betrug und Fälschung analysierte, sondern auch eine Reihe konkreter Fälle recherchierte und dabei in der hiesigen Wissenschaft ein fehlendes Problembewußtsein ausmachte. Es gab auch Forscher, die ein solches Problembewußtsein sehr wohl hatten, die zumindest unter dem Siegel der Vertraulichkeit von Betrügereien und Fälschungen in ihrer Nähe zu berichten wußten und sicher waren, daß dies keine Einzelfälle waren. Es gab Fälle, die sich entgegen aller sonstigen Bemühungen nicht mehr in aller Stille und in eigener Regie aufklären und zu den Akten legen ließen, die für Schlagzeilen in Fachjournalen und Tageszeitungen sorgten, Nachfragen der Politik provozierten und die Gerichte beschäftigten. Und es gab Wissenschaftler und Wissenschaftsorganisationen, die solche Fälle zum Anlaß nahmen, über das Problem an sich nachzudenken und die etwa Regeln für korrektes wissenschaftliches Verhalten oder Schutzmaßnahmen gegen ihr Gegenteil formulierten. Doch sie alle blieben eben Ausnahmen, fanden kein Gehör, gingen in der Menge unter, konnten die einmal mit Gewalt eingeschlagene Richtung nicht ändern. Die deutsche Wissenschaft, repräsentiert in den Äußerungen ihrer Spitzenfunktionäre, verdrängte das Phänomen Betrug und Fälschung in ihren eigenen Reihen auch weiterhin und strickte zugleich auf das Eifrigste an dem Gegenbild, in dem dieses Phänomen nicht existierte, ja nicht existieren konnte. Wider die konkreten Fakten und wider die Grundprinzipien wissenschaftlich-kritischen Denkens täuschte sie so die Öffentlichkeit, führte Politik und Gesellschaft in die Irre, von deren Vertrauen und Geldern sie lebte. Und sie täuschte sich selbst und beraubte sich der Möglichkeit, zur rechten Zeit wirksame Schutzvorkehrungen und Sanktionen zu treffen. Nahezu niemand mochte daran denken, was eines Tages passieren würde, wenn diese Schutzvorkehrungen und Sanktionen gebraucht würden – aber nicht vorhanden wären. Wenn sich ein Fall ereignete, der nicht mehr verdrängt werden könnte – und der das Idealbild der deutschen Wissenschaft mit einem Schlag in sich zusammenstürzen ließe. Ein solcher Fall, so waren die einen überzeugt und hofften die anderen, würde nicht kommen. Doch er kam.

Bei diesem Beitrag handelt es sich um die für GEGENWORTE überarbeitete Einleitung zu dem soeben erschienenen Buch »Der Sündenfall. Betrug und Fälschung in der deutschen Wissenschaft«, Bonn 1998.

*Die verkrusteten Mechanismen sind nicht in erster Linie wegen Betrug und Fälschung ins Gerede gekommen, sondern im Kontext der Debatte um die Wettbewerbsfähigkeit und Reformbedürftigkeit des deutschen Hochschul- und Wissenschaftssystems.*



## Etwas frische Luft wird nicht schaden

Eine Clearingstelle für die europäische Wissenschaft  
Die europäische Wissenschaftsbeauftragte im Gespräch mit Hazel Rosenstrauch

Maaïke van der Velde ist Wissenschaftsbeauftragte in der EU, ihre Einrichtung wird während des deutschen EU-Vorsitzes ihre Tätigkeit aufnehmen. Sie kommt aus Holland, ist mit dem amerikanischen, dem deutschen und skandinavischen Wissenschaftssystem vertraut und bringt Erfahrungen mit Fernstudien auf Internet-Basis mit. Korrekt heißt sie – vorerst – »Beauftragte für die Entwicklung und Prüfung innovativer Methoden für Wissenschaften und Studium in Europa«.

Während wir auf die Vorspeise warten, rücken die großen Grauzonen, die vor der Fälschung liegen, ins Zentrum unseres Gesprächs. Neben spektakulären Fällen, wie dem des deutschen Krebsforscher-Paares, meint Frau van der Velde mit Blick auf die Entwicklungen im Kommunikationsbereich, werden daß Täuschungen, Schwindel, die Benutzung fremder Arbeiten ohne Quellenangabe und falsche Angaben, mit denen Forschungsgelder erschlichen werden, eher noch zunehmen; abgesehen von dem ganz kleinen Bereich der Spitzenforschung sei das heute gar nicht mehr zu kontrollieren. Am Fälschungsthema interessiert meine Gesprächspartnerin vor allem, daß – nun auch in Deutschland – innerhalb der »scientific community« über Spielregeln, Arbeitsbedingungen und eben auch über unwissenschaftliche Einflüsse nicht nur auf die Wissenschaft, sondern auf die Wissenschaftler diskutiert wird. »Es sind [im Zusammenhang mit Fälschung] einige beachtliche Erkenntnisse zutage gefördert worden, viele Gremien und Institutionen und Kommissionen haben sich mit dem Problem herumgeschlagen. Ich kann mir vorstellen, daß noch viel mehr Gedanken als in den Kommissionsberichten in den Köpfen der Individuen stecken. Vieles davon geht verloren, manches wird vergessen, weil es zu mühselig ist, innerhalb der vorhandenen Strukturen etwas zu ändern. Die Leute sind alle sehr beschäftigt und froh, wenn sie wieder zu ihren Hauptgeschäften, der Wissenschaft, zurückkehren können – ich sammle das. Vieles von dem, was jetzt über Publikationspraxis, Nebengeschäfte, Abhängigkeiten und Verstöße gegen einen ominösen Ethos diskutiert wurde, haben doch alle innerhalb des Wissenschaftssystems längst gewußt. Wenn das nicht einschläft, wäre diese Art der Betrachtung von Wissenschaft eine Chance. Ich würde gern dazu beitragen, daß dieser selbstkritische Blick auch andere Themen erfaßt.«



Frau van der Velde beginnt ihre Arbeit mit wenig Mitteln, viel Selbstvertrauen und bescheidenem Werkzeug. Ihr Kapital sind »Anregungen, Gespräche und viel, viel Koordination zwischen Initiativen, die nicht oder nicht von den richtigen Leuten wahrgenommen werden«. Es sei ja keineswegs so, daß es keine Ideen gäbe, aber gerade einfallsreiche Individuen verlassen oft die Universitäten, weil ihnen das Angebot nicht gefällt, die Wege so kompliziert sind oder verschlossene Türen sie hindern, ihre Ideen umzusetzen. Solche Leute hofft sie in ihrem Fischernetz zu fangen. Das Netz, mit dem sie fischt und das schon etabliert ist, heißt WWW; ob darin die großen oder kleinen Fische hängenbleiben, läßt sich zur Zeit nicht bewerten. Apropos Lug und Trug sieht sie durchaus, daß von so manchem neuen Zauberlehrling vor dem Bildschirm viel Scharlatanerie getrieben wird und EDV-Experten oft das Fahrrad neu erfinden, »ein weiterer Anlaß, um zwischen neuen und alten Methoden eine Brücke zu bauen«. Dann beugt sie sich vor, blickt zur Seite, als müßte sie ihren Satz vor unbefugten Zuhörern schützen, und sagt leise: »Balance«. Danach kommt die rhetorische Frage: »Wäre es nicht ein schönes Projekt, alte und neue Formen von Wissen miteinander tanzen zu lassen?«

Das Hauptproblem bei der Verknüpfung von Plattformen und newsgroups im Netz und traditionellen Formen von Wissenschaft sei, daß »sie oft völlig unterschiedliche Sprachen sprechen, man müßte die Flexibilität der neuen Kommunikationsformen mit der Solidität der »alten« Wissenschaft verknüpfen«. Sie wird und will in ihrem Ein-Frau-Betrieb nicht die Universitäten reformieren, darum geht es auch nicht. »Das Neue wird nicht anstelle des Alten, sondern neben ihm entstehen« zitiert sie ihren Lehrer Alfred Jarry. »Neben und im Umkreis von bestehenden Universitäten oder außeruniversitären Forschungseinrichtungen gibt es oft Leute, die Lust haben, etwas Neues zu machen, und es an ihrem Arbeitsplatz nicht können.«

In der Diskussion um Fälschung sieht sie einen weiteren Beweis, daß niemand ein Rezept hat, aber alle wissen, daß Änderungen dringend nötig sind. Sie will nicht die Fälschungsfälle, aber Lehren daraus oder Anregungen sammeln und sortieren. »Es wäre nützlich, wenn es eine Adresse gäbe, an die Reformvorschläge geschickt werden oder aus den Kommissionsberichten der Honig gesogen werden kann.« Und sie hält es für »verständlich und völlig normal, daß gut etablierte Wissenschaftler kein oder wenig Interesse an Reformen haben, durch die sie möglicherweise etwas verlieren«. Gedanken beim Reden verfassend, nimmt sie den Faden auf und überlegt, wo und wie sie Nachfrage und Angebote prüfen könnte, als Moderatorin, die vermittelt, sammelt und, wo es möglich ist, Gespräche inszeniert. Allerdings »nicht nur mit einer Handvoll alter Herren, die an der Spitze von wenigen wichtigen, geldverteilenden Organisationen stehen.«

In allen europäischen Ländern gibt es »großes Interesse, Forschung, Lehre, Ausbildung und die Art, nicht nur was, sondern wie gelernt wird, zu ändern. Da wir auf eine »wissensbasierte Gesellschaft« zusteuern, liegt es nahe, sich an Modellen zu orientieren, die die Gesellschaft in Wissensproduktionen einbeziehen. Es gibt Organisationen für Verbraucherschutz und es gibt Lernbörsen und vielleicht sind die Fälschungen ein Anlaß, um an eine Art Kundenlobby der Konsumenten oder indirekten Konsumenten von Wissenschaft zu denken?« Ihr Credo heißt Vernetzen, Verbänden, Varianten erproben; die EU-Wissenschaftsbeauftragte macht kein Hehl daraus, daß sie die EU, ihren jetzigen Arbeitgeber, keineswegs für den idealen Rahmen hält, »aber auch das kann sich ändern«.

Es war August in Berlin, als wir uns trafen, da lag es nahe, sie mit dem schlagzeilenmachenden deutschen Kulturbeauftragten zu vergleichen. Amüsiert weist sie jede Verwandtschaft weit von sich, aber sie findet »das, was Herr Naumann versucht, ein interessantes Projekt, auch wenn es wahrscheinlich scheitert. Wir haben seine Freundschaft und Unterstützung, wie auch die der Niederlande, Schwedens, Dänemarks und Österreichs«, und da die Wissenschaftsbeauftragte während der deutschen Präsidentschaft in der EU ihre Tätigkeit aufnehmen soll, wird er vielleicht ein Wort mitzureden haben. »Mein Rahmen ist kein Ministerium, sondern ein Netzwerk, das jetzt schon hervorragend kommuniziert. Mit der Zeit wird es, hoffentlich, Clearingstellen in verschiedenen Ländern geben, ein wichtiges Ziel ist selbstverständlich, über die nationalen Eigenheiten und Beschränkungen hinaus zusammenarbeiten zu können und auch die osteuropäischen Länder einzubeziehen. Erstens, weil sie es besonders dringend brauchen, und zweitens, weil zumindest die Wissenschaft Europa nicht auf Westeuropa begrenzen kann und darf. Wobei jedes Land seine Eigenheiten erhalten sollte, Harmonisierung kann im Fall von Wissenschaft nur schaden.« Ihr Hauptaugenmerk gilt dem »Säen und Gießen neuer Pflänzchen«, mindestens drei Mal betont sie, daß es nicht ihre Aufgabe sei, bestehende Einrichtungen zu ändern. Die neuen Medien, aber auch manche Nischen der noch nicht ganz durchrationalisierten Universitäten böten allerlei Möglichkeiten, auch ohne große Kongresse und neue Lehrstühle das Gespräch über eine andere Wissenschaft zur Dauereinrichtung zu machen, zumindest die jungen Wissenschaftler seien dafür zu gewinnen. »Berlin ist ein guter Ort, um Mauern einzureißen – zwischen Disziplinen und zwischen der akademischen Welt und dem Leben draußen vor der Tür. Etwas frische Luft wird der Wissenschaft nicht schaden, es muß kein Orkan sein.«

Ein Modell oder richtiger, eines von mehreren Modellen ist die seit 1992 bestehende *Flying University*, eine »newsgroup«, die aus dem Bedürfnis der Vernetzung in den neuen Demokratien entstanden ist und quer über Europa (mit

zeitweise besonders starkem Anteil Osteuropas) eine Art offenen Markt bildet, auf dem Informationen über unkonventionelle Studienkombinationen, Erfahrungen mit neuen Lehr- und Lernformen, Beurteilungen von Studiengängen oder auch Lehrenden ausgetauscht werden.

Es gibt verschiedene solcher Gruppen, die meistens keinen festen Ort und keine festen Teilnehmer haben; »in Kopenhagen zum Beispiel hat ein Studententeam mit einer Selbsthilfe angefangen. Ausgangspunkt war der Wunsch von Informatikern, sich mit Philosophie und Chemie zu beschäftigen und dann auch gute Lehrer zu finden; daraus ist eine Börse für die Vermittlung von Fernstudiengängen geworden. Es ist nur bislang nicht möglich, solche Studien auch anzuerkennen«. Sie selbst hat eine Zeit lang eine Plattform für den Austausch über Studienmöglichkeiten moderiert, wo Hinweise über Institute und Professoren weitergereicht wurden, die z. B. in Bologna möglich machten, was in Utrecht nicht denkbar war usw. Wahrscheinlich, vermutet die Wissenschaftsbeauftragte, gibt es eine ganze Reihe von Orten, an denen über neue Formen von Forschung und Lehre nachgedacht – oder zumindest über die vorhandenen Hürden geklagt – wird. Sie plant, derlei in Seminaren zusammenzufassen, die in konkreten Räumen stattfinden, weil sie die Kombination aus virtueller und physischer Begegnung für sinnvoll hält. »Man kann viel über das Internet, in newsgroups und Diskussionsforen vorbesprechen, daneben muß man kurze, intensive Seminare abhalten, face to face. Das ist immer noch billiger, auch wenn die Leute aus ganz Europa zusammenkommen, als ein neues Institut für Ethik. Die vorhandenen Akademien, Institute usw. könnten als Gastgeber fungieren. Für derlei gibt es auch schon Töpfe innerhalb der EU-Programme, die derzeit nicht immer sinnvoll genutzt werden.«

Während ich versuche, die redewandte (fünfsprachige) Frau wieder zum Thema Fälschung hinzulenken, hat sie eine neue Idee: »Die »wirklichen« Regeln des Wissenschaftsbetriebs sollten nicht nur in Kommissionen oder hinter vorgehaltener Hand oder abends in der Kneipe thematisiert werden. Es hilft doch wenig, wenn die Diskussionen in der Ermahnung münden, die Regeln guten wissenschaftlichen Arbeitens nach DFG-Norm einzuhalten. Das hat alles seine Funktion, aber vielleicht sollte man Vorlesungen oder Tutorien einrichten, in denen die gängigen Formen von Betrug, Ausnutzung von Mitarbeitern, Aufblähen der Publikationslisten, Strategien zur Verdrängung von Konkurrenten usw. gelehrt werden, dann können die Studenten sich damit auseinandersetzen? Das wäre doch innovativ?« (...) und ich weiß nicht, ob sie mich auf den Arm nehmen will. »Wenn Studenten ermutigt sind, weil sie ernst genommen werden, lösen sich einige Probleme längerfristig vielleicht über den Informationsmarkt?« Ein Professor, der

seine Mitarbeiter ausnutzt oder ein Institut, an dem das Klima schlecht ist, würde »Kunden« und Unterstützung verlieren, es gäbe jetzt schon so etwas wie einen guten Ruf, der nicht nur über Publikationslisten und Erfindungen, sondern durch informelle Netze hergestellt würde. »Die jungen Leute beurteilen ein Lehrangebot auch danach, ob der Lehrer seinen Schülern etwas beibringt, ob sie eine Chance haben, selbst etwas auszuprobieren, die fragen, wie die Atmosphäre ist.«

Beim Blick auf solche Qualifikationen kommt Deutschland eher schlecht weg. Sie sei keine Feministin, betont van der Velde, aber neben dem Nachwuchs sieht sie auch bei den Frauen eine zu wenig genutzte Ressource – vor allem, weil »Frauen bislang eher am Rand des Betriebs und in den mittleren Rängen stehen (...) das birgt die Möglichkeit, wenn auch keine Garantie, daß sie etwas mehr kritische Distanz zu den Machtspielen innerhalb der Universitäten und Labors haben« oder jemand, der von den Frauen unterstützt wird, Themen einbringen kann, die innerhalb der Männerbünde als »nicht wissenschaftsfähig« ausgeschlossen werden.

Wir warten auf die Hauptspeise und schweifen ab zu politischer Korrektheit und Oasen für Frauenforschung, die sie für »notwendige, aber nicht mehr produktive Modelle« hält. »Es wird ja nach innovativen Ideen gerufen. Das wäre innovativ, wenn in Deutschland Frauen viel mehr, nicht nur gefördert, sondern »ranglassen werden.« Es sei in den USA auch nicht von selbst gegangen, da würde immer über den Atlantik geschickt und die Privatuniversität gelobt und der freie Wettbewerb. Aber ohne »affirmative action« – die vom Staat, aber auch von den einzelnen Universitäten und durch Privatinitiativen unterstützt wurde – wären die USA vielleicht gar nicht so innovativ? Der selektive Vergleich mit den USA inspiriert sie. »Ich kann mir auch vorstellen, daß Bewegung in die europäische Wissenschaft kommt, wenn auch noch russische, pakistanische oder gar afrikanische Wissenschaftler an die Institute kämen und nicht nur für ein halbes Jahr als Gastdozenten. Oder denken Sie an den riesigen Pool von Leuten, die z. B. aus dem ehemaligen Jugoslawien ins Exil gehen mußten, da sind viele hochqualifizierte Leute dabei und in Relation zu unseren Wissenschaftlern unglaublich billig! Es kann doch sein, daß es auch unter den Albanern, Rumänen oder Nigerianern kluge, gut ausgebildete Leute gibt. Das sind alles Ressourcen, die zur Zeit verschleudert werden. Was glauben Sie, was die amerikanische Forschung oder auch Universität heute wäre, wenn dort nicht ständig – und vor allem nach 1933 aus Deutschland – Exilanten neuen Input gegeben hätten.«

Zum Thema Innovation gehören für sie auch Kollegen, die ihre festen Stellen an traditionellen Institutionen haben, »die sie aber eng einbinden und oft frustrieren«, weil sie Themen und Rhythmen in oft unsinniger Weise vorschreiben und die deshalb die interessanten, experimentellen



Lehrveranstaltungen nebenbei halten – auf Sommer-, Pfingst- oder Herbst-Universitäten; ein Chatter hat sie auf die Vorlesungsreihen von Siemens in Berlin aufmerksam gemacht, »die besser sein sollen als das meiste, das an der Universität geboten wird«, ihr ist auch aufgefallen, daß die »Berliner Lektionen« von den Festspielen zusammen mit Bertelsmann veranstaltet werden. Sie hat keine Berührungsängste, »solange was Gutes dabei rauskommt. Es wird, ob man das will oder nicht, in Zukunft keine privilegierten Institutionen qua Gesetz geben, der Prozeß ist nicht mehr aufzuhalten«. Allerdings muß man im Auge behalten, daß derlei nicht nur anarchisch nach Marktprinzipien wächst und – damit sind wir nun doch zurück beim Thema – Scharlatane diesen Wachstumsmarkt beherrschen. »Vielleicht entwickeln sich Foren, auf denen über Qualität gesprochen wird.«

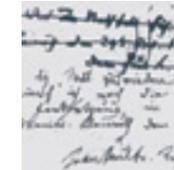
Die Frage nach der Finanzierung will Frau van der Velde vorerst nicht beantworten, auch dafür will sie zuerst die vorhandenen Ideen aufgreifen und nach Wegen suchen, wie sie weiterentwickelt werden können. »Eine Idee – und das sind ja immer nur Denkanstöße, um überhaupt etwas in Bewegung zu bringen, eine Idee ist, ebenfalls nicht neu und in anderen Ländern viel weiter erprobt: Teilzeitstellen. Man muß nicht einmal große Einschnitte machen. Stellen Sie sich vor, bei einem Akademikerehepaar, womöglich noch ohne Kind oder, was es ja auch reichlich gibt, Kinder sind schon außer Haus, geht einer von beiden auf eine 80% Stelle. Vielleicht gibt es Mechanismen, um zu verhindern, daß es immer die Frau ist. Oder selbst bei jüngeren Beamten, selbst wenn der Ehepartner kein Akademiker ist (...) 20%, das sind in den Gehaltsklassen verdienter Professoren doch Größenordnungen, die bestenfalls die Renovierung der Datscha oder den Anstrich fürs Segelboot um ein Jahr verzögern. Das Groteske ist doch, daß wir – auch im Wissenschaftsbetrieb – die völlig überarbeiteten Projektemultis haben, die gar nicht mehr zum Denken kommen, weil sie dauernd bei Konferenzen sitzen, Anträge formulieren oder Berichte verfassen müssen, und viele, die zwar Zeit hätten, aber depressiv werden oder irgendwelche Jobs machen, obwohl sie gut ausgebildet sind – nicht nur im »falschen Fach«, sondern in Denken, Prüfen, Entwickeln oder Fragenstellen« ... Ihre Mimik verrät dabei, daß sie selbst große Zweifel an dem hat, was sie sagt. »Worüber ich aber gerne laut nachdenken möchte ist, wie die Reflexion über die Probleme der Wissenschaft und der Wissenschaftsorganisation zur permanenten Begleitmusik von Forschung und Lehre gemacht werden könnten – nicht wieder in einem Spezialinstitut für Ethik oder Wissenschaftssoziologie kaserniert, wo dann noch mal 400 Publikationen pro Jahr gedruckt, auf Staatskosten verteilt und ungelesen ins Regal gestellt werden. Es ist auch nicht mit Kongressen getan, zu denen nur diejenigen hinfahren, die entweder bezahlt werden und, weil sie Experten sind, sich wieder nur zur

Verbesserung ihrer Karrierechancen profilieren oder die ohnehin Kritischen. Man müßte so etwas viel mehr in den Alltag der Wissenschaftler integrieren.«

Womit wir am Ende unseres Gesprächs wieder auf das Problem von Lug und Trug zurückkommen. »Man tut in Deutschland immer noch so, als ginge es um ein paar schwarze Schafe und um Maßnahmen, die gegen Abweichler ergriffen werden müssen. Es könnte sein – ich will nicht sagen, daß es so ist –, daß die Unkorrektheit, daß Tricks und die Notwendigkeit, sich größer zu machen, als man ist, zum gegenwärtigen System Wissenschaft gehören. Falls das so ist, wäre es hilfreicher, offen darüber und nicht von fehlender Ethik wie von einer Krankheit zu reden, sonst kuriert man bestenfalls die Symptome.«

Bei der Verabschiedung denken wir gemeinsam darüber nach, ob Hochleistungssport und immer neue Rekorde überhaupt ohne Doping erreicht werden können. »Man muß überlegen, ob das »höher, schneller, weiter« überhaupt noch Sport und die Fähigkeit, eine Unzahl von Veröffentlichungen, Auftritte bei den jeweils richtigen Kongressen und Weltmeistertitel im Akquirieren von Drittmitteln noch Wissenschaft ist.«

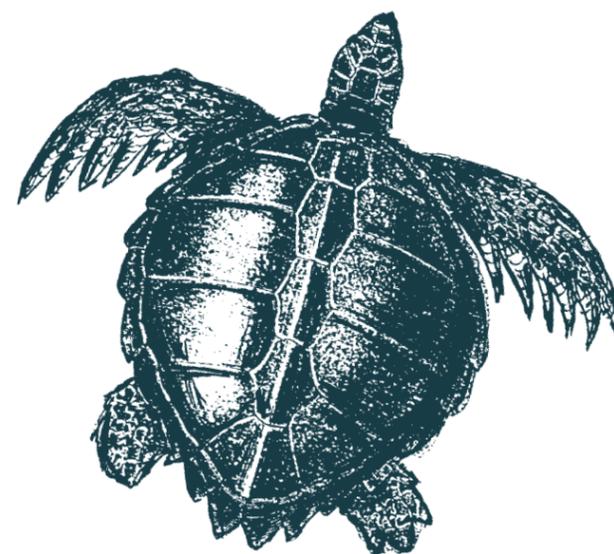
Und fügt im Weggehen hinzu: »Ich wollte mich darüber ohnehin mal mit Rudi Altig unterhalten.«



## Die Krone der Fälschung – Der falsche Gekrönte

### Was bisher geschah

Testudo volans, die fliegende Schildkröte, wurde zum Maskottchen dieser Zeitschrift ernannt – aufgrund diverser Verwandtschaften mit der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, vormals Akademie der Wissenschaften der DDR, vormals Preußische Akademie usw. Sie gilt als Symbol für das Unmögliche und verbindet Langlebigkeit und Erdschwere mit mobiler Luftigkeit. Während sie im ersten, der Forschungsfreiheit gewidmeten Heft, altphilologische, editorische, historische Ressourcen nutzte, um sich metaphorisch mit dem Für und Wider der Wissenschaftsfreiheit auseinanderzusetzen, schwebt sie diesmal durch die Kulturgeschichte von Lug und Trug. Denn was wäre das Abendland ohne List und Lüge, sagte sie zu Odysseus.



Bevor echt von falsch mit modernen technischen Methoden unterschieden werden konnte, gelang es hin und wieder Doppelgängern, wenigstens für kurze Zeit den Gipfel der Macht zu erklimmen. Es genügte nicht, dem nachgeahmten Herrscher äußerlich zu ähneln; neben gewissen Kenntnissen der jeweiligen höfischen Verhältnisse mußte man in Zeiten, wo das Backen zu kleiner Brötchen oder Gewichtsfälschungen drakonisch bestraft wurden, entweder ziemliche Dreistigkeit oder aber den Mut der Verzweiflung besitzen, um sich auf ein Unternehmen einzulassen, das üblicherweise mit dem gewaltsamen Tode des Prätendenten endete.

Nicht jeder war dabei so leicht zu entlarven wie der falsche Smerdis, von dem uns Herodot erzählt. Den echten hatte sein Bruder, der Perserkönig Kambyses, in Persien insgeheim umbringen lassen, während er selbst in Ägypten Krieg führte. Unterdessen erschlichen sich zwei Brüder die Macht: Der eine besaß als Hausverwalter des Kambyses die notwendigen Insiderinformationen, während der andere nicht nur dem Smerdis sehr ähnelte, sondern – so ein Zufall – den gleichen Namen trug. Dummerweise hatte er aber als Strafe für ein nicht näher überliefertes Vergehen seine Ohren eingebüßt. Als Kambyses in Ägypten verstarb, erbte »Smerdis« dessen Reich und mit der Herrschaft auch den herrscherlichen Harem. Nun wußte jedoch einer